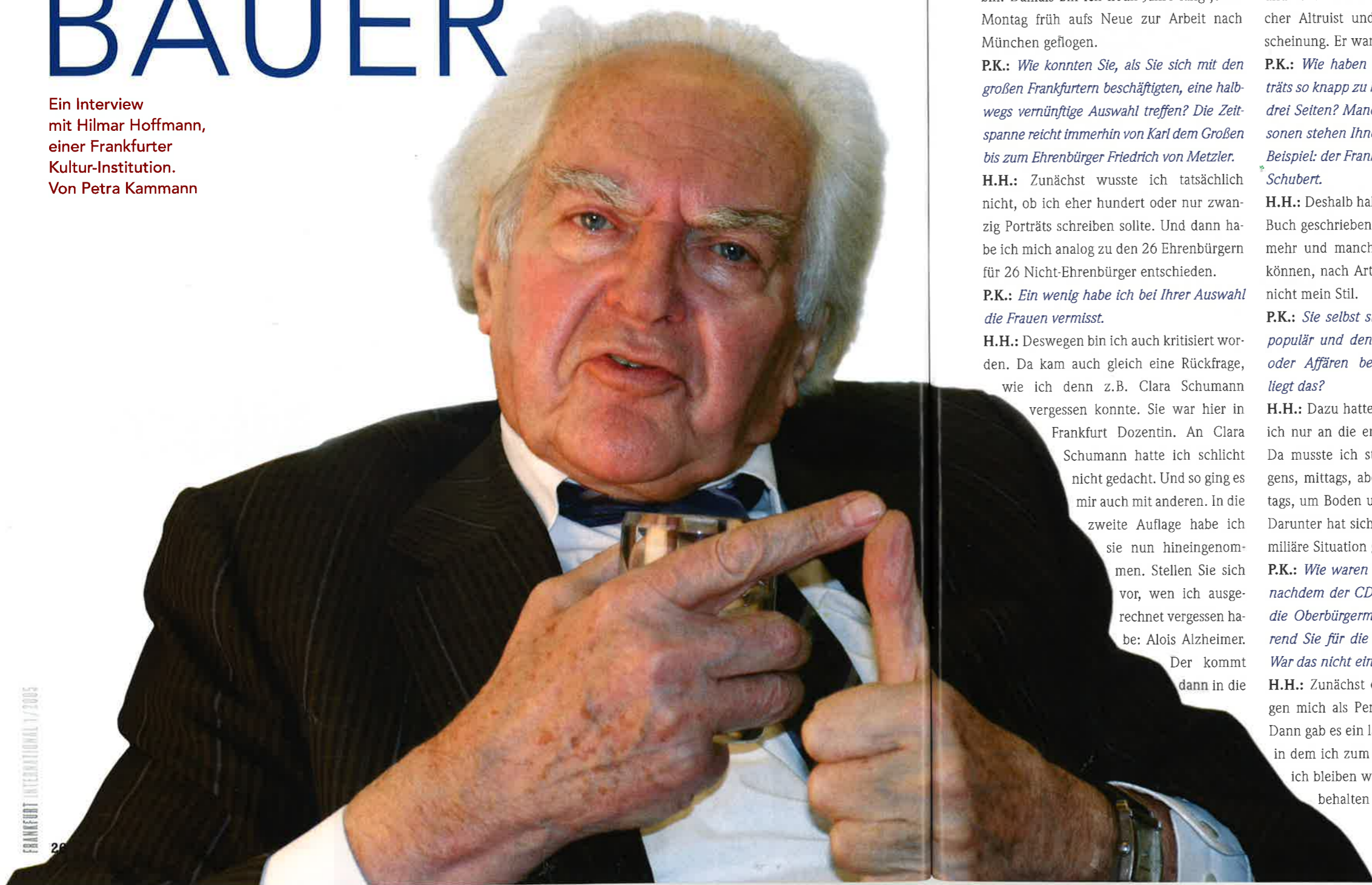


DER BRÜCKEN-BAUER

Ein Interview mit Hilmar Hoffmann, einer Frankfurter Kultur-Institution. Von Petra Kammann



P.K.: Sie haben gerade ein Buch über „Die großen Frankfurter“ geschrieben. Sie selbst sind in Bremen geboren, wuchsen im Ruhrgebiet auf und wurden zunächst dort Kulturpolitiker, schließlich einflussreicher Kulturdezernent in Frankfurt. Und damit wurden Sie Wahlfrankfurter. Wie kam es dazu?

H.H.: Ja, ich bin Wahlfrankfurter durch und durch. Das kann man daran sehen, dass ich auch in meiner Zeit als Präsident des Goethe-Instituts hier wohnen geblieben bin. Damals bin ich neun Jahre lang jeden Montag früh aufs Neue zur Arbeit nach München geflogen.

P.K.: Wie konnten Sie, als Sie sich mit den großen Frankfurtern beschäftigten, eine halbwegs vernünftige Auswahl treffen? Die Zeitspanne reicht immerhin von Karl dem Großen bis zum Ehrenbürger Friedrich von Metzler.

H.H.: Zunächst wusste ich tatsächlich nicht, ob ich eher hundert oder nur zwanzig Porträts schreiben sollte. Und dann habe ich mich analog zu den 26 Ehrenbürgern für 26 Nicht-Ehrenbürger entschieden.

P.K.: Ein wenig habe ich bei Ihrer Auswahl die Frauen vermisst.

H.H.: Deswegen bin ich auch kritisiert worden. Da kam auch gleich eine Rückfrage, wie ich denn z.B. Clara Schumann vergessen konnte. Sie war hier in Frankfurt Dozentin. An Clara Schumann hatte ich schlicht nicht gedacht. Und so ging es mir auch mit anderen. In die zweite Auflage habe ich sie nun hineingenommen. Stellen Sie sich vor, wen ich ausgerechnet vergessen habe: Alois Alzheimer. Der kommt dann in die

dritte Auflage. Dafür ist mein Lieblingsdichter Hölderlin und mein Lieblingsphilosoph Hegel drin, obwohl sie nur kurze Zeit hier gewirkt haben.

P.K.: Auch ein Jesuitenpater, nämlich Oswald von Nell-Breuning. Was hat Sie an ihm fasziniert?

H.H.: Bis zu seinem hundertsten Geburtstag war er ein intellektuell produktiver Kopf und pilgerte in aller Bescheidenheit und mit öffentlichen Verkehrsmitteln in den Römer und zu Veranstaltungen. Er war ein wirklicher Altruist und damit eine seltene Erscheinung. Er war zu Recht Ehrenbürger.

P.K.: Wie haben Sie es geschafft, die Porträts so knapp zu halten, im Schnitt zwei bis drei Seiten? Manche der dargestellten Personen stehen Ihnen doch näher als andere. Beispiel: der Frankfurter Ehrenbürger Bruno Schubert.

H.H.: Deshalb habe ich über ihn ein ganzes Buch geschrieben. Ich hätte natürlich noch mehr und manches persönliche schreiben können, nach Art der Bunten. Aber das ist nicht mein Stil.

P.K.: Sie selbst sind in Frankfurt bis heute populär und dennoch nie durch Skandale oder Affären bekannt geworden. Woran liegt das?

H.H.: Dazu hatte ich gar keine Zeit. Wenn ich nur an die ersten beiden Jahre denke. Da musste ich ständig präsent sein: morgens, mittags, abends, samstags und sonntags, um Boden unter die Füße zu kriegen. Darunter hat sicher auch manchmal die familiäre Situation gelitten.

P.K.: Wie waren denn die Anfänge für Sie, nachdem der CDU-Mann Walter Wallmann die Oberbürgermeister-Wahl gewann, während Sie für die SPD im Magistrat saßen? War das nicht eine ungemütliche Situation?

H.H.: Zunächst einmal hatte die CDU gegen mich als Person Wahlkampf gemacht. Dann gab es ein langes „Spiegel“-Interview, in dem ich zum Schluss gefragt wurde, ob ich bleiben würde, falls Wallmann mich behalten wollte. Und da habe ich

Im Forsthaus, in dem Hilmar Hoffmann lebt: Als er „Das Taubenbuch“ schrieb, bekam er von allen Seiten Tauben geschenkt – u.a. auch von Arafat.



geantwortet: „Wenn ich nicht abschwören muss, ja“. Aufgrund dieses Satzes hat der neue OB Wallmann mich am dritten Tag seiner Amtsführung zu einem Gespräch eingeladen. Sein Vorschlag war, dass wir zusammenarbeiten könnten, solange keiner von beiden versucht, den anderen aufs Glatteis zu führen. Und das haben wir eingehalten.

P.K.: Das setzt auf beiden Seiten eine gewisse Größe voraus. Aber die Kompromissbereitschaft war vermutlich auch die Voraussetzung dafür, dass das berühmte Museumsufer entstehen konnte. Warum lagen Ihnen die Museen so sehr am Herzen?

H.H.: Für den Wahlkampf der SPD musste ich das Kulturprogramm entwerfen. Das Museumsufer war ein Essential, obwohl das für den SPD-Bürgermeister Rudi Arndt „überhaupt nicht in Frage“ kam. Ich habe ihn dann vor die Alternative gestellt: Dann verteile ich eben ein eigenes Papier. Und so konnte ich mich durchsetzen.

P.K.: War es nicht sehr schwierig für jemanden wie Sie aus dem „Kohlenpott“, den Frankfurtern Kultur vermitteln zu wollen, in einer Stadt, die auch von Bankern beherrscht wird. Hat Ihnen das nicht Angst eingeflößt?

H.H.: Der damalige OB Walter Möller hat mich 1970 angerufen, ob ich kommen wolle. Ich hatte damals die Wahl zwischen Bochum, Köln und Frankfurt, aber ich habe mich für Frankfurt entschieden. Da gab es damals noch viele offene Wünsche. Es gab noch keine differenzierte kulturelle Infrastruktur, die Köln bereits hatte, wo ich gar

nicht mehr viel hätte gestalten können. Dort waren die Museen schon eine publikumswirksame feste Größe.

P.K.: *Also waren es vorrangig für Sie die Gestaltungsmöglichkeiten?*

H.H.: Ja, die Spannung zwischen dem reichen Köln und der alten freien Reichsstadt hat mich motiviert, Köln zu „überholen“. Ich hatte so eine Art Vision für Frankfurt. Das mag jetzt ein bisschen hochgemut klingen. Aber immerhin haben wir in neun Jahren 10 Museen gebaut. Dann haben wir mit unserer Kunstmesse der Kölner Kunstmesse Paroli geboten. Da wachten die Kölner auf und haben uns als „neureich“ diffamiert.

P.K.: *Doch noch mal zurück zur Ausgangssituation: Sie kamen aus dem roten Ruhrgebiet und aus dem Volkshochschulbereich. Wurden Sie mit dieser Voraussetzung in Frankfurt in den sogenannten besseren Kreisen akzeptiert?*

H.H.: Ich habe mich schon gut gewappnet. So kaufte ich mir – bevor mich die Gremien in der Mangel hatten – ein Frankfurt-Büchlein aus dem Kramer Verlag und habe die Geschichte Frankfurts auswendig gelernt. Die hat dann leider kein Mensch abgefragt. Aber so hatte ich wenigstens die Tradition dieser alten freien Reichsstadt immer im Hinterkopf. Dann habe ich die Museen besucht und musste feststellen, dass es dort z.B. noch einen Kustos gab, der die Schülergruppen zum Schweigen brachte, damit nur ja nicht die heilige Ruhe gestört wird. Als ein Schüler auf einen Rubens mit „nackten Tatsachen“ zeigte, und ihn bat, das Bild zu erklären, ging er auf das Interesse des Schülers nicht ein. Da war mir klar, dass die Museen einen neuen museumspädagogischen Ansatz verfolgen müssten.

P.K.: *Auf welche Menschen konnten Sie sich als SPD-Mann bei Ihrem Vorhaben stützen? Da war natürlich auch der Geldadel wichtig.*

H.H.: Vier Wochen nach Amtsantritt rief mich der Bankier Albert von Metzler, der

Vater des heutigen Ehrenbürgers Fritz von Metzler, an: „Sie kommen aus dem roten Ruhrgebiet. Die Linken wollen alles vergesellschaften. Aber ich möchte mir mein eigenes Urteil über Sie bilden.“ Er lud mich in den „Frankfurter Hof“ ein und nach dem ausführlichen Essen sagte er beim Espresso: „Herr Hoffmann, meinen guten Eindruck von Ihnen werde ich ab jetzt weitervermitteln.“ Das hat mir natürlich viele Türen geöffnet.



P.K.: *Sie hatten also auch Glück und haben die richtigen Menschen zum richtigen Zeitpunkt getroffen?*

H.H.: Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld hatte mich schon vorher während einer der berühmten Tischrunden bei Gabriele Henkel vorgewarnt, dass ich, wenn ich nach Frankfurt käme, mich nur ja mit dem heimlichen Kulturdezernenten Hermann Josef Abs gut stellen solle. (Abs war damals Vorstandsvorsitzender der Deutschen Bank). So habe ich mir gleich in der ersten Woche einen Termin bei Abs geben lassen. Der ließ mich erst mal warten. Mit dem beherzten Hinweis an die Sekretärin: „Einen Stadtrat von Frankfurt lässt man nicht 20 Minuten warten“, verließ ich die Bank. Als ich ins Büro zurückkam, sagte meine Sekretärin, Herr Abs wäre sehr aufgeregt, kein Mensch hätte ihm gesagt, dass ich da war. Er wollte

daraufhin einen Antrittsbesuch bei mir machen. Am nächsten Tag um drei kam er dann 10 Minuten zu früh. Dann habe ich ihn bis Punkt drei warten lassen. Von dem Tag an hatten wir Gottseidank das beste, ja geradezu ein freundschaftliches Verhältnis, was für das Kultursponsoring wichtig war. Denn Abs war damals in allen kulturellen Gremien: im Freien Deutschen Hochstift, er war Vorsitzender der Städel-Administration, wo alle wichtigen Dinge gemeinsam be-

schlossen werden mussten und und...

P.K.: *Sie haben also bewusst schon früh die richtigen Verbündeten gesucht. Ist diese Strategie ein Teil Ihrer Erfolgsgeschichte, so auch beim Goethe-Institut?*

H.H.: Als ich Präsident wurde, befand sich das Goethe-Institut auf Anti-Kohl-Kurs. Außerdem war man prinzipiell gegen Sponsoring. Als ich vor den Mitarbeitern sagte, dass sich zwei Dinge grundsätzlich ändern würden, ich wollte erstens ein gutes Verhältnis zu Kanzler Kohl anstreben und ein ebenso gutes Verhältnis zur deutschen Wirtschaft, da war die Reaktion verhaltenes Murren. Am Ende hatte ich schlicht 42 Millionen D-Mark für das Goethe-Institut gesammelt. Helmut Kohl hat mich auf viele Reisen mitgenommen, auch nach Peking, weil wir noch keinen Kulturstatus hatten, sondern ein reines Sprachinstitut. Dr. Kohl



hat höchstselbst mit Li Peng verhandelt, damit wir den Status eines Kulturinstituts bekamen. So konnte Habermas in Peking in der Universität sprechen. Das hat damals niemand für möglich gehalten.

P.K.: *Woher nahmen Sie eigentlich als Präsident des Goethe-Instituts die internationale Erfahrung?*

H.H.: Nach dem Krieg habe ich in Oberhausen das British Information Centre „Die Brücke“ gegründet. „Die Brücke“ war so etwas wie ein Goethe-Institut. Das habe ich in Oberhausen drei Jahre geleitet. Mit 17 war ich in der Normandie als Fallschirmjäger gefangen genommen worden und so nach Amerika in ein PoW Camp nach Colorado gekommen. Am Fuße der Rocky Mountains malochte ich im ersten halben Jahr als Holzfäller. Dann habe ich mich ins Mega-Camp gemeldet, um einen Abiturstudium zu machen, da ich nur ein Notabitur vom Horst Wessel-Gymnasium hatte. Wegen des Schulnamens dachten die Amerikaner, dass sei eine Nazi-Schule. Deswegen habe ich drei Jahre in Gefangenschaft verbringen müssen. So habe ich perfekt Englisch gelernt. Als ich dann zurückkam, wurde ich zunächst Dolmetscher bei der „British Car Unit“. Dann wurde ich zum Leiter der „Brücke“ ernannt: Als die Engländer das Institut geschlossen haben, habe ich daraus die „Volkshochschule“ entwickelt, die es in Oberhausen bis dahin noch nicht gab.

P.K.: *Sind Sie denn doch noch zum Studium gekommen?*

H.H.: Ja, an der Folkwang-Hochschule Essen habe ich Regie studiert. Als Leiter der „Brücke“ konnte ich meine eigene Dienstzeit einteilen, habe die Fächer nachmittags belegt, ging abends dann wieder in die „Brücke“. Danach wurde ich Kulturdezernent in Oberhausen. Als Filmreferent des Deutschen Volkshochschulverbands habe ich das Kurzfilmfestival in Oberhausen aufgebaut.

P.K.: *Entstand in dieser Zeit die Idee, dass „Kultur für alle“ da sein müsse?*

H.H.: Die Voraussetzungen dafür hatte ich in Oberhausen gelernt, in der Bergarbeiter- und Hüttenarbeiterstadt. Damals bin ich mit dem Feuilletonchef der „Welt“, Helmut de Haas, Peter Handke und dem Regisseur Günter Büch durch die Bergmannskneipen gezogen, habe den jungen Kumpels einen ausgegeben, um bei den Bergarbeitern einen Glaubwürdigkeitskredit zu kriegen. Das erreicht man nicht nur über die Kultur, sondern über das Wahrnehmen von Interessen der Abseitsstehenden. Dann konnte ich den Berglehringen ein Sonderabo anbieten wie: Handke populär aufgemischt mit Beat. Übrigens züchtete der Vater meiner Frau, ein Bergmann, Brieftauben. Da habe ich mich in die Kultur der im Ruhrgebiet zahlreichen Brieftaubenzüchter vertieft und ein Buch über Brieftauben geschrieben. Und in den Bergarbeiter-Siedlungen im Ruhrgebiet habe ich Schmal-Filme vorgeführt: einmal, um die Leute für mehr Kultur zu gewinnen, aber auch, um frei sprechen zu lernen. So

Bücher sind das Lebenselixir des einstigen Vorsitzenden der Stiftung Lesen und Goethe-Institut-Präsidenten Hilmar Hoffmann. Etliche hat er selbst geschrieben.

wurde ich von der Arbeiterschaft akzeptiert. Worauf ich wirklich stolz bin, ist die Erfindung der Kurzfilmtage. Das war in der Zeit des Ost-West-Gegensatzes, des Kalten Krieges, auch bundespolitisch außerordentlich wichtig. Dadurch wuchs die Bedeutung Oberhausens.

P.K.: *„Kultur für alle“. War das nicht auch ein Kind der Zeit, in der es noch volle Haushaltskassen gab? Wie lässt sich Kultur denn heute finanzieren?*

H.H.: Indem man Mehrheiten im Stadtparlament für die Kultur gewinnt, in Frankfurt sind alle Kulturprojekte einstimmig genehmigt worden. Der Rest, die Extras müssen über das Sponsoring eingeworben werden. Natürlich muss man auch erst mal in eine Vorstandsetage reinkommen. Briefe schreiben nützt nichts. Für mich waren Leute wie Abs, Hilmar Kopper, Pierer von Siemens, Henssler von Mc Kinsey, Beitz, Kohl oder Waigel äußerst hilfreich. Beim Verhandeln hilft allein das Glück.

P.K.: *Gibt es etwas, das Sie nicht realisiert haben, aber gerne realisiert hätten?*

H.H.: Das Völkerkunde-Museum, das bedauerlicherweise nicht gebaut wurde, obwohl die Pläne des Architekten Richard Meier schon vorlagen. Sie sahen einen Neubau vor und einen unterirdischen Gang durch den ganzen Park bis hin zur Metzler-Straße. Da hätten Bäume gefällt werden müssen. Aber das Museum ist nicht gebaut worden. Ein anderes Thema ist die Fusion des Filminstituts und des Film-Museums, die ich als Vorsitzender des Filminstituts jetzt nachträglich realisiere. Seit dem 11. Februar steht filmportal.de, die zentrale Internetplattform des Deutschen Filminstituts (DIF) zum deutschen Film, im Netz. Zum Start standen Informationen zu 30 000 Filmen und rund 100 000 Personen zur Verfügung. Auch eine Frucht dieser Institution.

„Die großen Frankfurter“ sind im Societätsverlag und die „Erinnerungen“ bei Suhrkamp erschienen.